

Predigt zu Prediger 7, 15-18

„Wenn du nicht aufisst, gibt es morgen schlechtes Wetter.“

„Wenn du zu viel fernsiehst, bekommst du eckige Augen.“

Kindheitssätze, die wir wohl alle kennen oder vielleicht sogar selbst schon gesagt haben. Schon von klein auf lernen wir, dass unser Leben durch Regeln bestimmt ist. Und dass es einen direkten Zusammenhang zwischen dem gibt, was du tust und dem, wie es dir deswegen ergeht.

„Wenn du in der Nase bohrst, bleibt der Finger drin stecken.“

„Vom Cola trinken, kriegst du schwarze Füße.“

Und je älter wir werden, desto komplexer und längerfristiger werden diese Regelsätze, die wir von unseren Eltern zu hören bekommen.

„Iss nicht die verkohlte Bratwurst, das gibt Krebs.“

„Treibe Sport, rauche und trinke nicht, dann lebst du länger.“

Anders als die Sache mit der Cola ist an diesen Regeln tatsächlich etwas dran. Sie haben einen Sinngehalt. Doch im Laufe unseres Erwachsenwerdens müssen wir auch hier feststellen, dass das Leben sich diesen Gesetzmäßigkeiten nicht unterwerfen lässt. Menschen bekommen Krebs oder sterben jung, obwohl sie nie rauchten und auch nie eine verkohlte Bratwurst aßen. Und Andere, die sich am Unglück anderer Menschen bereichern, führen ein langes und scheinbar glückliches Leben. Das ist unfair und ungerecht und es wirft die Frage auf, wie wir damit umgehen, wenn die Vorstellung von der Welt, die wir uns gemacht haben, nicht mehr trägt.

Auch der Verfasser des Predigttextes hat das gelernt. Vielleicht hat er selbst als Kind solche Sätze gehört:

„Wenn du brav bist, wird es dir gut gehen.“ Er beobachtet die Welt und sieht, dass es oftmals nicht so ist.

Dies alles hab ich gesehen in den Tagen meines eitlen Lebens: Da ist ein Gerechter, der geht zugrunde in seiner Gerechtigkeit, und da ist ein Gottloser, der lebt lange in seiner Bosheit.

So heißt es im Predigerbuch, Kapitel 7. Manche haben wenig und denen wird noch mehr genommen. Und andre haben viel und bekommen immer noch mehr. Der Prediger beobachtet die Welt und sieht, was uns, denke ich, allen vertraut ist: Die Welt ist nicht immer gerecht. Vielleicht sogar im seltensten Fall. Schön wäre es ja, wenn es anders wäre, wenn die Gerechten ein langes glückliches Leben hätten und die Ungerechten nicht, wenn gute Taten – gute Folgen und böse Taten – böse Folgen hätten. Der Prediger

schaut sich also um und sieht die Welt, wie sie ist und stellt fest: So funktioniert das nicht. Und dann leitet er daraus ab, wie er sich dann in dieser Welt verhalten will.

Sei nicht allzu gerecht und nicht allzu weise, damit du dich nicht zugrunde richtest.

Sei nicht allzu gottlos und sei kein Tor, damit du nicht stirbst vor deiner Zeit.

Es ist gut, wenn du dich an das eine hältst und auch jenes nicht aus der Hand lässt; denn wer Gott fürchtet, der entgeht dem allen.

Er trifft die bewusste Entscheidung nicht zu gerecht und zu weise zu sein. Und rät uns dann auch dasselbe. Denn, wenn man ehrlich ist, das mit der Gerechtigkeit klappt auch mal besser, mal schlechter. Und wenn wir ehrlich sind, weise sind wir auch nicht immer, denn irgendwann müssen wir immer feststellen, dass das menschliche Erkennen an eine Grenze stößt. Das klingt furchtbar zynisch. Auf den ersten Blick liest sich der Text als Empfehlung des Opportunismus. Sei so gerecht oder ungerecht, wie es gerade passt. Geh den Mittelweg, die Welt ist ungerecht, das ist nicht zu ändern, also lohnt es sich nicht, sich anzustrengen. Weder in die eine noch die andere Richtung. Es fällt mir schwer da mitzugehen. Wenn ich mir die Welt anschau, gibt es so viele Bereiche, in denen wir mehr tun könnten. In denen Ungerechtigkeit herrscht. Da sind Menschen auf der Suche nach Schutz, Frieden und Freiheit und scheitern auf ihrer Suche an der fehlenden Hilfe. Wenn ich darüber nachdenke, fallen mir immer mehr Sachen ein, die ungerecht sind und für die ich mich mehr einsetzen müsste. Für Menschen in Not. Für Kinder, die in Armut aufwachsen. Für den Schutz unserer Erde.

Ein Leben im Mittelmaß, in dem mich das alles kalt lässt, das kann ich mir nicht vorstellen. Der Text liest sich zunächst wie eine Anleitung zur Gleichgültigkeit. Doch, ich denke, das ist es nicht. Denn mit den Handlungsanweisungen „Sei nicht zu gerecht“ und „sei nicht zu gottlos“ ist der Text noch nicht abgeschlossen. Es ist interessant, wie der Prediger diese beiden Extreme verbindet. Denn danach sagt er: „Wer Gott fürchtet, der entgeht dem allen.“ Die Gottesfurcht ist der Maßstab, an dem sich unser Verhalten orientieren soll und die uns davon abhält es weder mit Gerechtigkeit und Weisheit, noch mit Ungerechtigkeit und Torheit zu *übertreiben*.

Ich denke, es geht nicht darum, dass wir unser Fähnchen in den Wind hängen, sondern unter welchem Vorzeichen das Fähnchen steht. Wovor der Prediger hier warnt, ist eine Selbstgerechtigkeit, die uns selbst zum Maßstab aller Dinge macht. Er warnt davor uns selbst für unfehlbar zu halten und uns damit über alle

Menschen und sogar Gott zu erheben. Gottesfurcht, das ist für ihn das Streben nach Weisheit und Gerechtigkeit ohne es zu verabsolutieren oder zum Selbstzweck verkommen zu lassen. Denn dann würden wir uns und unser Streben nach Gerechtigkeit über Gott stellen.

Es geht also gar nicht einfach um einen „goldenen Mittelweg“ zwischen Weisheit und Torheit, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, sondern um eine realistische Einsicht in unsere Grenzen und Möglichkeiten. Denn wir können niemals vollständig gerecht sein. Ein paar Verse nach dem Predigttext heißt es weiter: „Doch kein Mensch auf Erden ist so gerecht, dass er nur Gutes tut und niemals sündigt.“

In der Welt werden wir überall zur Selbstopтимierung aufgefordert. Es gibt immer ein Höher, ein Schneller, ein Weiter. Und an sich zu arbeiten, ist ja auch etwas Gutes. Aber wir müssen doch immer wieder zu der Erkenntnis kommen, dass wir nicht alles schaffen können. Dass wir Fehler machen und Scheitern. Davon ist niemand ausgenommen. Daher lässt sich die Menschheit auch nicht in schwarz und weiß aufteilen. In Gerechte und Ungerechte. Jedenfalls nicht aus unserer Perspektive. Denn trotz allem, was wir erreichen und schaffen können, gibt es doch immer etwas, das sich unserem Wirkungsbereich entzieht. Wir sind nicht allmächtig und die Welt, so wie sie ist, ist nicht das Paradies.

Für den Prediger ist das die eigentlich zu erreichende Weisheit: Nämlich anzuerkennen, dass wir nicht alles verstehen können und dass die Welt so unvollkommen ist, wie sie ist.

Angesichts des Leids und der Ungerechtigkeit in der Welt fällt mir das schwer. Warum gibt es immer noch Menschen auf der Welt, die Hunger leiden? Warum werden tagtäglich so viele Leben durch Krieg und Gewalt zerstört? Ich persönlich frage mich immer wieder, warum Gott manches zulässt und finde darauf keine zufriedenstellende Antwort. Diese Frage wird im Predigerbuch aber gar nicht gestellt. Denn der Verfasser ist sich sicher, dass der Mensch Gottes Handeln nicht verstehen kann, aber er kann sich sicher sein, dass Gott dem Menschen wohlgesonnen ist. Und daher rät er angesichts der Unberechenbarkeit Gottes und der Vergänglichkeit und Begrenztheit der Welt zur Gottesfurcht, d.h. zum Vertrauen auf Gott, in dem Wissen, dass wir seine Gerechtigkeit und sein Handeln nicht immer verstehen können.

Ich finde diese Einstellung bewundernswert. Es ist ein Grundvertrauen darauf, dass alles aus Gottes Hand kommt und dass wir zwar nicht alles verstehen können, aber dass Gott das Gute für uns im Sinn hat. Der Prediger nimmt das Leben als Geschenk an und genießt es in vollen Zügen. Statt Angst vor dem Tod hat er Freude am Leben und jagt nicht dem Unvergänglichem nach. Es gibt vieles auf der Welt, das wir nicht

ändern können. Also konzentriert sich auf das Machbare, das Erreichbare. „Sei nicht allzu gerecht“, denn sonst erreichst du genau das Gegenteil. Aber sei immerhin gerecht. Das, was wir in diesem Leben ändern können, das sollten wir auch ändern und uns dafür einsetzen, dass die Welt, in dem Maße, in dem wir etwas tun können, besser und gerechter wird. Aber uns wird nicht immer alles gelingen, was wir erreichen wollen. Daher ist es, denke ich, nicht Mittelmäßigkeit, sondern ein großer Trost, dass wir uns mit unserem eigenen Mühen und Scheitern und auch mit unserer Verzweiflung an der Realität, Gott anvertrauen und überlassen können.

Und es ist nicht nur ein Trost, sondern auch eine Entlastung. Wir können und müssen alleine nicht die Welt retten. Wir können und müssen auch nicht perfekt sein. Wir können nur unser Bestes geben und darauf vertrauen, dass auch in schwierigen Zeiten, wenn sich die Welt in ihrer ganzen Ungerechtigkeit offenbart, Gott an unserer Seite steht. Amen.